



Lachende Täter

Die Bilder von feixenden ICE-Beamten zeigen eine zynische Lust an der Grausamkeit. Männer, die Schwächere körperlich demütigen – warum? Ein Essay.

Von Sebastian Moll (Text) und Noma Bar (Illustration), 11.02.2026

Es war im Mai vergangenen Jahres, als mir die Grausamkeit des Trump-Regimes erstmals so richtig unter die Haut fuhr. Damals sah ich Deyvid wieder, einen jungen Mann, der vor homophober Gewalt aus Peru geflohen war und hier in New York Asyl suchte. Ich kenne ihn über eine Bekannte, die seit Jahren Einwanderer bei ihren Aufenthaltsverfahren unterstützt.

Mit ihr begleitete ich Deyvid zu seiner Asylanhörung an einen Ort, von dem die Bilder mittlerweile um die Welt gingen: Nummer 26, Federal Plaza, das Einwanderungsgericht in Manhattan. Dort waren die Deportationsvollstrecker von ICE unter dem Druck der Quotenvorgaben von Trumps Chef-Abschieber Stephen Miller dazu übergegangen, Einwanderinnen, deren Verfahren noch in der Schwebe sind, direkt im Gericht aufzugreifen und zu verschleppen.

Vor seiner Anhörung wurde Deyvid fast verrückt vor Angst, und wir verbrachten Tage damit, alternative Szenarien für ihn zu recherchieren. Doch hätte er den Termin versäumt, wäre Deyvid in den USA vogelfrei gewesen.

Er hatte dann Glück: ICE hat ihn nicht entführt, und die Richterin erteilte ihm weitere zwei Jahre Aufenthalt (sie wurde später abgesetzt, weil sie für Trump zu milde urteilte). Dennoch, im Amerika Donald Trumps bedeutet das nur eine hypothetische Sicherheit. Als Latino können die Beamten von ICE Deyvid jederzeit aufgreifen oder bei einer Razzia an seinem Arbeitsplatz festnehmen. Allein die Tatsache, dass er nicht sehr offensichtlich lateinamerikanisch aussieht, bietet ihm einen gewissen Schutz.

Der Zynismus der Abschiebetruppen ist derzeit omnipräsent. Anfang November etwa trafen sich rund 100 von ihnen im Millennium Park am Ufer des Lake Michigan in Chicago zum Gruppenfoto – unter ihnen Greg Bovino, der berüchtigte und mittlerweile wieder entlassene Kommandant von Minneapolis, der stets mit seiner Gestapo-Anmutung kokettierte. Die Revolver der Männer hingen cowboyhaft lässig an der Hüfte, einige trugen Sturmgewehre im Anschlag. Viele hatten ihre Masken abgelegt und strahlten freudig in die Kamera, manche machten für das Foto martialische Rapper-Posen.

Die Truppen hatten gerade die erste Phase ihrer Säuberungsaktion der Stadt abgeschlossen, der «Operation Midway Blitz». 3000 Menschen verhaftete ICE, die überwiegende Mehrheit ohne Vorstrafe und ohne Verdachtsmomente für eine Straftat.

Das Bild der lachenden Beamten, die wie Touristen vor einer Skulptur von Anish Kapoor posierten, einem beliebten Fotospot im Millennium Park, erinnerte mich unweigerlich an das Buch «Das Lachen der Täter» von Klaus Theweleit. Theweleit hatte es als Reaktion auf den Amoklauf des Neofaschisten Anders Breivik geschrieben, der 2011 in Norwegen 69 Angehörige einer sozialistischen Jugendorganisation ermordete.

Breivik habe nicht allein aus Grausamkeit getötet, schrieb Theweleit. Verstörend sei die offensichtliche Lust gewesen, mit der er es tat: «Der Killer lächelt, lacht und tobt sich aus.» 14-jährige sozialdemokratische Mädchen zu töten, war für Breivik offenbar «ein hohes Vergnügen und ein grosser Sieg im Kampf gegen den norwegischen «Kulturmarxismus»».

Das Motiv findet sich in den zahlreichen Bildern aus Minneapolis wieder. Bovino, der strahlend TV-Interviews gibt. Der Mörder von Renee Good, der sein Opfer beschimpft und in aller Ruhe eine SMS tippt, als gebe er eine Geschwindigkeitsübertretung durch. Die Gefühllosigkeit, mit der ICE-Milizionäre Zivilistinnen bei beissender Kälte in Unterwäsche aus ihrem Leben reissen. Der Beamte, der die Exekution von Alex Pretti

durch einen Kollegen beobachtet und applaudiert.



Rund hundert Bundesbeamte, darunter Greg Bovino, posieren bei einer Touristenattraktion im Millennium-Park in Chicago für ein Foto. Colin Boyle/Block Club Chicago

Entmachtung der Moral

Theweleit untersucht in seinem Buch diesen Typus des Täters, des Sadisten, in verschiedenen kulturellen Zusammenhängen. Er schaute vor allem auf Morde und findet ihn beim Genozid von Ruanda, bei den live gestreamten Enthauptungen durch den IS im Irak, er findet ihn im Bürgerkrieg im Guatemala der 80er-Jahre, in Guantánamo und im Gefängnis von Abu Ghraib, in dem sich US-Soldaten lachend mit gepeinigten Häftlingen fotografieren lassen.

Theweleit sieht in dieser Lust an der Grausamkeit die Wiederkehr von etwas Wohlvertrautem. In seinem Monumentalwerk «Männerphantasien» aus dem Jahr 1977 hatte er anhand der Biografien von Freikorpskämpfern – Paramilitärs in der Weimarer Republik – die Konstruktion faschistischer Männlichkeit analysiert.

Sein psychoanalytisches Theoriekonstrukt sah in etwa so aus: Der verhärtete, zum Sadismus neigende, soldatische Mann leidet unter einer frühkindlichen Entwicklungsstörung aufgrund von mangelnder körperlicher Zuneigung oder gar Misshandlung. Im Ergebnis fühlt er sich nie ganz, er lebt in ständiger Furcht, sich aufzulösen. Die einzige Art und Weise, wie er immer wieder temporär so etwas wie ein emotionales Gleichgewicht (Homöostase) herstellen kann, ist durch Töten und Gewalt, die ihm höchste Lust bereitet.

In einer besonders beklemmenden Passage zitiert er die Memoiren des Schriftstellers und Widerstandskämpfers Jean Améry, der sich erinnert, wie ein SS-Mann im Konzentrationslager einen Häftling vor den anderen mit entblösstem Gesäss aufbockt

und mit der Reitpeitsche einer blutigen Prügelstrafe unterzieht. Wichtig erscheint Theweleit dabei dessen totale Erniedrigung. Lustvoll für den Sadisten ist das Spektakel, die Vorführung, dass er die Macht über ein Publikum hat, das keine Einwände oder Empörung äussern kann.

Für Theweleit gehen Prügelnder und Geprügelter ein dialektisches Verhältnis ein. Der Geprügelte wird, wie Theweleit es nennt, «entfleischlicht», der Prügelnde «verfleischlicht». «Der Geschlagene verliert seine Kontur, der Schlagende gewinnt sie.» Er unternehme etwas, das seinen Körper erhalte, «und das werden Menschen so lange folternd tun, wie sie nicht instand gesetzt werden, ihre Leiber anders vor dem Fragmentieren zu retten».

Entscheidend für die Ganzwerdung des Prügelnden ist das, was Theweleit als «die entmachtete öffentliche Moral» bezeichnet. Der SS-Mann kann in aller Offenheit ungestraft jedwedes Tabu brechen. «Seht her. So sind wir, wir nehmen uns, was wir brauchen» ist die Botschaft.

Es ist unschwer, das Prinzip des performativen Sadismus in den Bildern der ICE-Truppen in Chicago und in Minneapolis wiederzuerkennen. Oder beispielsweise in einem Foto der US-Heimatschutzministerin Kristi Noem, die sich, geschminkt und im hautengen T-Shirt, vor den Käfigen des berüchtigten «Anti-Terror»-Gefängnisses Cecot in El Salvador fotografieren lässt, das sich bereit erklärt hatte, abgeschobene Einwanderinnen aus den USA aufzunehmen. Oder in TV-Aufnahmen Donald Trumps, der breit grinsend vor dem hastig errichteten Abschiebelager «Alligator Alcatraz» in Florida steht und feixt, dass Flüchtlinge hier ziemlich geschickt schwimmen müssten, um an den Alligatoren vorbeizukommen.

Theweleits Psychogramm des faschistischen Mannes deckt sich gespenstisch mit dem Bild, das die Psychoanalytikerin Mary Trump von ihrem Onkel Donald zeichnet. Trumps Vater Fred behandelte ihn und seine Geschwister laut Mary mit ungewöhnlicher Brutalität und Härte. Schwäche und Verletzlichkeit zu zeigen, war tabu. Trump lernte, so zu tun, als habe er keine emotionalen Bedürfnisse, und entwickelte an deren Stelle jene Verhaltensweisen, die ihn bis heute kennzeichnen: Aggression, Sadismus, eine Neigung zum Schikanieren, Respektlosigkeit.

Trump blieb laut Mary emotional verkümmert. Er wurde nie eine eigene Person, sondern blieb eine Projektionsfläche der Ambitionen seines Vaters. Und als dieser Donald den Vorzug gab und ihm den Familienbetrieb übertrug, kostete er das mit

eiskalter Schadenfreude und Empathielosigkeit gegenüber seinem älteren Bruder Freddy aus, der schliesslich an Alkoholismus starb.

Zugleich entwickelte Trump jene von Theweleit so eingänglich beschriebene Furcht vor dem Weiblichen, die aus der Unsicherheit der Ich-Grenzen des «nicht zu Ende geborenen» Mannes stammt. Insbesondere Körperflüssigkeiten evozieren bei den von Theweleit beschriebenen Männern eine Art von Panik, «im Sumpf des Weiblichen» zu versinken, sich aufzulösen. Sie erzeugen Ekel und Gewaltfantasien. Bei Trump trat diese Obsession mit Körperflüssigkeiten mehrfach zutage.

Der neue Faschismus

Aber ist das, was wir heute in den USA und an vielen Orten auf dem Globus beobachten, tatsächlich die Wiederkehr dessen, was wir in den 30er- und 40er-Jahren in Deutschland erlebt haben? Ist es etwas, was die ganze Zeit unterdrückt war und was nun enttabuisiert und sogar ermutigt wird? Oder etwas anderes?

Die Faschismusforscherin Dagmar Herzog, die im Herbst einen Essay über den «neuen faschistischen Körper» vorgelegt hat, argumentiert, dass wir es im postmodernen Faschismus mit etwas Neuem zu tun haben. Der neue Faschismus gleiche dem alten dadurch, dass er den Idealen der Gleichheit und der Solidarität feindselig gegenüberstehe und denen, die er als verletzlich identifiziert, grausam begegnet – Immigranten, Queeren, Frauen, Menschen mit Behinderung. Er bediene narzisstische Gelüste nach Grösse. Zudem benutzten seine Anhänger rassistische Erklärungen für komplizierte ökonomische und soziale Vorgänge.

Postmodern sei der Faschismus hingegen in dem Sinn, «dass er geschickt selbst-reflexiv vorgeht und geradezu Vergnügen daran findet, mit der unausweichlichen Anfechtbarkeit und Instabilität von Wahrheit zu spielen». Die Fiktionen, die Trump aufischt, etwa dass sich amerikanische Städte in einem anarchischen Kriegszustand befänden, dass eine Invasion von Narko-Terroristen stattfinde oder dass die Vermehrung des Reichtums der ohnehin schon Superreichen allen zugutekäme, sind pure Fantasie. «Trump», so Herzog im Interview, «widerspricht sich vollkommen schamlos und ungestraft mehrmals täglich.» Wahr ist das, was er gerade im Augenblick behauptet.

Das alles schadet Trump jedoch politisch bisher nicht, weil die Beziehung zwischen neofaschistischen Politikern wie Trump und ihrer Anhängerschaft rein libidinös ist.

Trump wird nicht gewählt oder verehrt, weil er gute Argumente oder ein besseres Programm hat, sondern weil er es vermag, zu seinen Fans eine emotionale Bindung aufzubauen.

Der Literaturprofessor und Queer-Theoretiker Tim Dean etwa schreibt, dass sich das Mysterium, warum Menschen in demokratischen Gesellschaften autoritäre Anführer wählen, zumindest zum Teil mithilfe von Theweleit erklären lasse. Der psychotische Zustand des «nicht zu Ende geborenen Mannes» – den Dean auch auf faschistisch geneigte Frauen ausweitet – sei in unseren Gesellschaften so weit verbreitet, dass er als normal angesehen wird. Dean spricht von einer normalen Psychose – von einer breiten Masse «schlecht erzogener amerikanischer Kinder». Die postmoderne Konsumgesellschaft habe eine kritische Masse von emotional verkümmerten Menschen hervorgebracht – unstillbar bedürftige grosse Kinder. Der postmoderne faschistische Anführer verspricht ihnen die Enttabuisierung von Grausamkeit und eine Hierarchisierung der Gesellschaft und verheisst mit beidem, sie ganz zu machen.

Dean glaubt, dass die Fantasien der Überlegenheit und Reinheit, die dem postmodernen Faschismus zugrunde liegen, im Grunde seit den Faschismen des 20. Jahrhunderts nie verschwunden waren. Dagmar Herzog ist sich mit ihm darin einig: «Es ist eher eine Frage, warum bestimmte Stimmen einmal lauter und dann wieder leiser sind.» Herzog sagt, dass es in westlichen Gesellschaften eine Zeit gegeben habe, insbesondere in Deutschland, in der die Menschen durchaus Empathie und Solidarität gelernt und gelebt hätten. Sie nennt als Beispiel: «Wer einmal Zivildienst gemacht hat, der wird in den meisten Fällen nicht mehr so einfach auf Schwächeren herumtrampeln.»

Auch in den USA gab es bis weit in die 70er-Jahre hinein einen *liberal consensus*. Die Amerikanerinnen akzeptierten quer über das politische Spektrum eine vergleichsweise breite Sozialstaatlichkeit. Doch zu Beginn der 80er veränderte sich das gesellschaftliche Klima: Die Wahlkampfpropaganda von Ronald Reagan sprach von angeblichen «Sozialhilfe-Queens», die in Saus und Braus vom Staat leben (und selbstredend schwarz waren). Damit hielten die Abwertung von Schwächeren und Empathielosigkeit in die amerikanische Gesellschaft Einzug.

Die Forschung belegt den Zusammenhang zwischen dem zunehmend ungebremsten Neoliberalismus seit Reagan und der Entstehung der postmodernen Faschismen. «Unsere Faschismen sind vor dem Hintergrund einer durchdringenden Marketisierung, Privatisierung und Individualisierung des Alltagslebens entstanden,

dessen, was wir oft mit dem Begriff «Neoliberalismus» verkürzt und vereinfacht zu fassen suchen», schreibt Alberto Toscano in seinem Nachwort zu Dagmar Herzogs Essay.

Der Neoliberalismus des 21. Jahrhunderts habe einen enormen gesellschaftlichen Druck erzeugt, «unabhängig, wettbewerbsfähig und unverwundbar» zu sein. So finden wir uns unversehens in einem neuen Zeitalter des Sozialdarwinismus wieder, der sich beinahe verzweifelt an neue Hierarchien gemäss Ethnizität, Rasse, Nationalität, Geschlecht und wirtschaftlichem Status klammert. Damit einher geht, ganz im Einklang mit Theweleit, ein Lustgewinn der Gewinner des neoliberalen Spiels daran, andere ohne diskursive Tabus klein zu machen, zu dominieren, zu beleidigen und zu brutalisieren.

Körper als Maschine

Der neue faschistische Körper nach Herzog ist dabei eine postmoderne Version von Theweleits «soldatischem» Mann. Er baut seine schwachen Ich-Grenzen nicht auf dem Kasernenhof oder im Schützengraben auf, sondern im Fitnessstudio. Die neoliberalen *masters of the universe* haben sich eine hoch technisierte Welt der Selbstoptimierung gebaut, in der mithilfe einer ständigen Messung von Biodaten und hoch wissenschaftlichen Trainingsplänen der Körper zur unzerstörbaren Maschine gedrillt wird.

Der Hamburger Amerikanist Simon Strick beschreibt im Universum der *alt-right* gar eine ganze Kultur des «Faschismus als Selbsthilfe». Der sich bedroht fühlenden Männlichkeit wird von Influencern ein ganzes Programm zur Wiederherstellung der schwachen Grenzen und der vermeintlich verlorenen kulturellen Hegemonie angeboten.

Dazu gehören der Boykott moderner Online-Dating-Kultur und die Rückkehr zu traditionellen Beziehungsmustern, inklusive der möglichst kinderreichen Heirat mit sogenannten tradwives. Dazu gehört auch die Abstinenz von Pornografie und Masturbation – die sogenannte *No-fap*-Bewegung. Und dazu gehört die Selbstbepanzerung durch Bodybuilding – vorgelebt etwa durch Verteidigungsminister Pete Hegseth, der seinen Generälen bei zu hohem Körperfettanteil mit Kündigung gedroht hat.

Das alles dient jedoch nicht nur der Remaskulinisierung verunsicherter junger

Männer. Es gilt auch sicherzustellen, in der neofaschistischen Gesellschaftsordnung nicht zu den Verlierern zu gehören. Denn denen ergeht es schlecht. Alberto Toscano spricht von der Produktion menschlichen Überschusses. Im plutokratischen Amerika Donald Trumps und der Technologiebosse, die ihn umgeben, werden weite Bevölkerungsteile schlicht als überflüssig betrachtet.

Das spiegelt sich in der zynischen Politik radikalen Sozialabbaus und der Umverteilung nach oben wider. Es spiegelt sich im Abbau jedweden Arbeitnehmerinnenschutzes, aber auch im rigorosen Abbau jeglicher Klimaschutzmassnahmen wider. Schliesslich spiegelt es sich im Abbau der ohnehin ungenügenden staatlichen Krankenversicherung wider sowie in der Zerstörung der Behörde für Seuchenschutz und Vorbeugung durch deren Chef Robert F. Kennedy Jr.

Wie Dagmar Herzog es drastisch ausdrückt: «Diesen neuen Herrschern sind die Menschen vollkommen egal geworden. Sie können ruhig verrecken.» Das passt zu den Fantasien einer Zukunft, in welcher der Mensch sich weitestgehend selbst überflüssig gemacht hat, Fantasien, die Leute wie Elon Musk längst offen aussprechen. Er träumt von einem Universum, in dem superintelligente Roboter alles erledigen und unbegrenzte Produkte und Dienstleistungen zur Verfügung stellen. Die grosse Mehrheit der Menschheit braucht es dann nicht mehr nach diesen Theorien.

Der Weg dorthin würde allerdings wohl eher hässlich. Man kann ihn sich vielleicht so vorstellen wie George Packer in seinem jüngsten Roman «The Emergency». Die herrschende Klasse hat sich dort hinter die Mauern einer streng bewachten Stadt zurückgezogen. Die unteren Schichten bleiben aussen vor und verhungern oder bringen sich gegenseitig um. Ihr letztes Aufbäumen ist der Beschuss der Stadt mit ihrer Scheisse.

Ein trauriges, aber treffendes Bild. Mut macht jedoch, dass sich jenseits der Fiktion, in der Realität, breite Teile der Bevölkerung in den USA organisieren, um Widerstand zu leisten und einen Weg ins Extrem zu verhindern.

Zum Autor

Sebastian Moll hat Amerikanistik und Philosophie studiert und lebt seit mehr als 25 Jahren in New York. Von dort schreibt er als freier Journalist für deutschsprachige Medien, darunter die TAZ, «Die Zeit» und die «Frankfurter Rundschau». Sein letztes Buch, «Das Würfelhaus», handelt von seinem Vater, der als Architekt und Städteplaner in Frankfurt am Main in der Nachkriegszeit wirkte.

